



Feierabend



Die wahre Liebe.

Von Stephan Leacod.

Zwei Jahre nach meiner Hochzeit habe ich zu zweifeln begonnen, ob John auch der richtige Mann für mich sei, der Mann, der meine Natur richtig verstehen konnte. Kleine Dinge brachten mich gegen meinen eigenen Willen zu diesen traurigen Gedanken. Zum Beispiel, schon wie er vertieft in die Zeitung, ohne ein Wort zu reden, bei Tisch sah . . .

Aber ich will diese Geschichte vom Beginn an erzählen. Ich werde niemals vergessen — und keine Frau sollte es —, wie John das erstemal mit mir von Liebe sprach. Er schien durchaus nicht den Mut dafür zu finden. Ich führte ihn zwei- oder dreimal ins Wäldchen hinter unserem Hause, aber ehe er es noch gewagt hatte, schlüpfte er immer wieder zur anderen Seite heraus. So wollte ich ihm helfen. „O, John“, sagte ich, „wie einsam ist es hier, niemand ist da, außer uns zweien.“ Und als er schwieg, fragte ich: „Glauben Sie, daß die Vögel auch Seelen haben?“ — „Ich weiß nicht“, antwortete er kleinlaut. Seine Gemütsbewegung war sichtbar. Und da sagte ich weiter: „Ich fühle mich nie einsam, wo Sie sind, John.“ Und darauf sagte er: „Kommen wir von hier wieder heraus, da ist der kürzeste Weg.“

Später, es war im Juni, führte ich John in unseren kleinen Garten, und wir setzten uns auf eine Bank. „Minnie“, sagte John verlegen, „ich muß Ihnen etwas sagen . . .“ — „O, John“, rief ich aus, und schlang gleich meine Arme um seinen Hals. Er wehrte verlegen ab. . . alles was ich sagen wollte“, begann er wieder. Aber ich unterbrach ihn: „O, Liebster, sage nichts mehr. So ist ja alles gut!“ Und ich erhob mich und nahm ihn bei der Hand. „Komm zur Mutter!“ und zog ihn mit mir fort.

Als die Mutter uns Hand in Hand kommen sah, erriet sie alles. Auch sie umarmte John und drückte ihn an die Mauer. John versuchte zu sprechen, aber Mutter ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Ach, ich habe es ja schon lange kommen sehen. Sprechen Sie nicht, John. Ich weiß zwar nicht, wie wir es ohne Minnie aushalten sollen; aber jetzt gehört sie Ihnen. Nehmen Sie sie!“ Und dann mußte Mutter weinen, und ich weinte mit ihr. „Wir müssen zu Vater!“, sagte sie hierauf, und nun saßen wir beide John bei den Händen und führten ihn auf die Veranda, wo Vater saß.

Wie John Vater erblickte, versuchte er wieder zu sprechen. Aber Mutter unterbrach ihn. „Vater, er will unsere kleine Minnie haben; und ich denke, es ist unsere Pflicht, sie ihm, wenn auch mit schwerem Herzen, zu geben.“ Sie begann wieder zu schluchzen. „Ich hoffe, er wird immer gut zu ihr sein.“

Vater ergriff Johns Hand und schüttelte sie kräftig. „Nehmen Sie sie, mein Junge, nehmen Sie sie.“

So waren John und ich denn verlobt und bald auch verheiratet. Ich erinnere mich noch, daß John vor der Hochzeit sehr nervös und uledergeschlagen gewesen ist. Der arme Junge wird sich wohl Sorgen gemacht haben, ob er nicht auch wirklich so glücklich werde machen können, wie ich es um ihn verdient habe. Vater holte ihn am Hochzeitmorgen in einem schönen Wagen ab, und ich hatte ein wundervolles Kleid aus weißem Tüll mit weißen Rosen an. Und nach der Trauung seufzte John: „Gott sei Dank, daß es vorüber ist.“

Nach der Hochzeit machten wir eine kleine Reise, und da ich überall verschiedenes einkaufen wollte, so ging ich in die Warenhäuser, und John schickte ich in die Museen und Aquarien und andere solche Orte, und er schien sich dabei sehr wohl zu fühlen. Und dann kamen wir heim und da hatte ich sehr viel mit der Einrichtung der Wohnung zu tun. Das Speisezimmer sollte dunkel und das Wohnzimmer rosa werden, und neben dem Kohlenkeller war eine kleine Kammer, die sollte ganz für John sein. Er war auch mit allem einverstanden, und in der Kammer hielt er sich am liebsten auf, und wenn ich ihn brauchte, mußte ich ihn immer erst von dort holen. Wenn ich an jene Tage zurückdenke, scheint mir alles so hell und glücklich! . . . Aber leider kam es bald anders. Langsam begann ich zu bemerken, daß John mich vernachlässigte. Hatte er früher vor dem Essen nur einen Blick in die Zeitung geworfen, so las er jetzt die ganze Zeit, ohne ein Wort zu sprechen. Dann kam er eines Tages mit Angelgeräten heim und sah seither seine ganze freie Zeit draußen, um zu fischen. Ich fragte mich, ob es denn überhaupt möglich sei, daß solch heiße Leidenschaft, wie er mir bei der Verlobung gezeigt hatte, sich abkühlen könne? Ich wollte noch an ihn glauben und ihn auf die Probe stellen. Jeden Morgen, ehe er ins Büro ging, küßte ich ihn. Nur einen kleinen

Kuß, damit er den ganzen Tag über davon glücklich sein könne. Nächsten Tag vergah ich scheinbar, sein Weggehen zu bemerken und hoffte, daß er gekränkt sein werde. Aber es schien den Kuß gar nicht zu vermissen.

Und so wurde es immer unerträglich, und ich erzählte es meiner Mutter, und wir weinten viel zusammen. Und dann beschloßen wir, daß ich immer heiter aussehen müßte, wenn auch mit blutendem Herzen, und langsam mußte ich John erziehen, und sie wollte mir dabei helfen, und so sah von da ab Mutter fast den ganzen Tag bei uns.

Aber noch etwas, was ich nicht vorhergesehen, störte unsere Ehe. Ich habe ja immer viele Bewunderer gehabt, aber natürlich war ich sehr zurückhaltend gewesen, und in meiner Unschuld dachte ich, nach meiner Hochzeit würde niemand mehr wagen, mir seine Gefühle zu zeigen. Aber dann machte ich doch meine Beobachtungen. Da war zum Beispiel der junge Mann, der immer den Gasometer nachsehen kam, und zwar gerade, wenn John nicht zu Hause war. Er sah mich immer sehr kühn an und verlangte, ich solle ihn in den Keller führen. Ich führte ihn nur bis zur Stiege, und er ging dann auch ganz ruhig weg. Aber ich hütete mich trotzdem, John etwas von ihm zu erzählen. Und dann kam mehrere Male ein anderer junger Mensch mit braunem Gesicht und fragte immer wieder, ob ich nicht das Klavier stimmen lassen wollte, und wenn ich antwortete, daß es noch nicht nötig sei, sah er ganz verzweifelt drein und mich mit verliebten Augen an. Und außerdem war noch ein Herr da. Der war früher ganz vernarrt in mich gewesen. Jetzt kam er manchmal, wenn Mutter da war, zu einer kleinen Kartenpartie. Aber obwohl auch er jetzt verheiratet ist und drei Kinder hat, spürte ich ganz genau, er meinte etwas. Er benahm sich wohl sehr ehrbar und ich tat natürlich, als bemerkte ich nichts; aber einmal, als weder Mutter noch John zu Hause waren, wollte er mit mir nicht eine Minute allein bleiben, weil er fürchtete, sich zu verraten.

Und schließlich kam noch der größte Kummer: John trank. Nicht daß er vielleicht betrunken gewesen wäre. Aber wenn ich eine halbe Flasche Bier wegzusperrn vergessen hatte, war sie am Morgen leer. Einmal hörte ich ihn auch — Mutter und ich hatten an diesen Abend den Besuch von zwei Freundinnen — in der

Speisestammer sich bewegen. „John“, rief ich hinaus, „bist du es?“ „Ja“, antwortete er ruhig. „Was tust du denn dort?“ „Ich sehe nach, ob etwas zu essen da ist“, rief er zurück. „John“, sagte ich würdevoll, „du hast ja dein Nachtmahl schon bekommen. Komm wieder herein.“

Und so schwand seine Liebe von Tag zu Tag. Ich fragte mich verzweifelt, was ich denn noch tun konnte. Ich glaubte, ihn doch bereits zu jeder Art Ordnung angehalten zu haben. Er durfte am Abend nie ohne mich ausgehen, ich habe ihm das Rauchen abgewöhnt, Karten durfte er auch nicht außer Haus spielen. Und da kam mir die Ueberzeugung, wenn er mich eine Zeitlang ganz entbehren müßte, das wäre noch das einzige Mittel, ihn zu mir zurückzuführen. Und eines Morgens sagte ich ihm: „John, ich fühle, daß ich mich erholen und einige Zeit allein sein muß. Du mußt mich für solange allein forgehen lassen.“

Und John antwortete: „Ja, ja. Wann willst du fahren?“

Seine Kälte schnitt mir ins Herz, ich weinte lange, und dann entschloß ich mich, an einen kleinen Ort zu gehen, in dem ein Militärhaus war. Dort würde man einer alleinlebenden Frau gewiß mit dem größten Respekt begegnen.

Ich machte meine Vorbereitungen, und am letzten Tag vor der Abreise schrieb ich John einen langen Brief, in dem ich ihm sagte, daß ich absolute Einsamkeit brauche, ich könne jetzt noch nicht wissen, wann ich zurückkäme, es könnten Wochen, Monate, vielleicht Jahre werden. Und er müßte versuchen, allein so glücklich als möglich zu sein, und daß er mir pünktlich an jedem Ersten Geld schicken solle.

Nun, eben da ich diesen Brief geschlossen hatte, den ich John auf dem Tisch zurücklassen wollte, kam ein Telegramm an ihn. Ich hielt es noch für meine Pflicht, es zu lesen, wenn es auch an ihn adressiert war. Und so öffnete ich es. Und es war von einem Rechtsanwalt, der ihm mitteilte, daß ein alter Onkel John ein großes Vermögen vermacht habe, und John solle sofort seine Verfügungen treffen.

Wie von einer großen Welle war plötzlich all mein Kummer weggeschwemmt. Ich konnte nur noch daran denken, wie vereinsamt John mit dem vielen Gelde dazwischen würde, das er zu verwalten ja nicht verstand. Und ich zerriß meinen Brief, und als John heimkam, brachte ich ihm zart und schonend bei, daß er unerwartet eine große Erbschaft gemacht habe, und daß ich meinen Koffer schon gepackt hätte und er brauche nur noch seinen zu packen, damit wir gleich abreisen könnten, um alles selbst an Ort und Stelle zu ordnen. John war erst etwas dastig, aber dann war er gerührt, und erzählte mir, daß dieser Onkel ihn schon als kleinen Jungen so lieb gehabt hätte, und er war sehr dankbar. Und ich hatte kaum noch Zeit, einigen Freundinnen zu telephonieren, daß wir sofort abreisen müßten wegen einer großen Erbschaft, die ein Onkel John hinterlassen hätte, daß wir aber gleich danach eine große Vergnügungsreise anzutreten dächten.

Und diese Reise war dann wirklich sehr schön, und trotz allen Schwierigkeiten, die ich früher mit John durchzumachen hätte, fühlte ich doch, wie unendlich ich ihn liebe.

Trost der Millionäre.

Die schwere Wirtschaftsnot zeitigt gelegentlich auch recht merkwürdige Folgererscheinungen. So hat sich Conney Island, dem größten Vergnügungspark der Welt, zu einer Hochblüte verholfen, auf die man am allerwenigsten ge-

saßt sein konnte. Dieses Welta des Lichterglanzes und des Lärms, zu dem früher nur das Volk und das kleine Bürgertum pilgerten, hat sich über Nacht in eine mondäne Unterhaltungsstätte verwandelt und ist der Treffpunkt der besten New-Yorker Gesellschaft geworden, die sich unter der wirtschaftlichen Depression äußerster Sparsamkeit befleißigen muß. Wohl oder übel müssen die Herrschaften auf ihre kostspieligen Wochenendfahrten und den Besuch der Luxuslokale verzichten, um ihr Unterhaltungsbedürfnis auf wohlfeilere Art zu befriedigen. Auch Rex Billings, der Besitzer einer großen Zahl von „Attraktionen“ Conney Islands, hat einem Berichterstatter gegenüber die Umschichtung, die sich bei dem Publikum des Vergnügungsparks vollzogen hat, bestätigt. Conney Island hilft seit einem Jahre mit, die Millionäre und ihre Familien über ihre schweren Sorgen hinwegzutrotzen. Natürlich hat dieser Zuzug des eleganten Publikums

dazu beigetragen, Gattung und Ton der „Attraktionen“ von Conney Island auf ein höheres Niveau zu heben. Das gilt besonders für die Ballotale, in denen man heute Tanzpaaren begegnet, die früher niemals daran gedacht hätten, ihren Fuß in ein solches Lokal zu setzen. Ueberdies hat man die lärmendsten und vulgärsten Unterhaltungsnummern unterdrückt, um keinen Anstoß zu erregen. Nur für ein Uebel hat man kein Heilmittel finden können, für den Mangel an alkoholischen Getränken nämlich, deren Genuß an einem öffentlichen Ort wie Conney Island denn doch zu gefährlich wäre. So müssen sich denn all diejenigen, die daran gewöhnt waren, Bisköre und teure Weine in den Nachtlokalen des Broadway in Mengen zu konsumieren, an Selterwasser und Mineralwässern genug sein lassen, die zwar dem verwöhnten Geschmack nicht sonderlich behagen, aber den Vorteil haben, den Geldbeutel zu schonen.

Der Baldamus und seine Streiche.

Von Oskar Wöhrle.

Im Verlag des „Bücherkreis“, Berlin, ist — man muß dem Verlag dafür Dank sagen — das köstlichste, fröhlichste Buch von Oskar Wöhrle „Der Baldamus und seine Streiche“ in umgearbeiteter Fassung neu erscheinen. Daß der Verlag auch für eine gute Ausstattung gesorgt hat, ist besonders zu begrüßen. Das Buch ist bald zwei Jahrzehnte alt, aber es hat seine Frische und Ursprünglichkeit behalten. Der Baldamus ist ein Elchäffer Junge, der durch Streiche zu einem gestiterten Bürger geprügelt werden soll, doch er zieht es vor, dabonzulaufen und als Lippelbruder erhält er Gelegenheit, Europa kreuz und quer zu durchwandern. Die Erfahrungen, die er hierbei macht, lassen ihn erst recht zum Rebellen werden. Nachstehend geben wir aus dem Buche, das in jeder Arbeiterbibliothek seinen Platz finden sollte, eine Leseprobe:

Wir schlugen uns Spezia zu, einer Stadt am Meer mit einem wunderbar angelegten Hafen. Ich glaube, Spezia ist der größte Kriegshafen Italiens. Wenigstens hingen, während wir dort waren, immer schwarze und graue Steinkohlenschwaden darüber; immer standen die stählernen, drohenden Riesenschiffe unter Dampf, jede Sekunde bereit zur Abfahrt. Viel herumlaufen konnten wir nicht, sonst würden wir uns verdächtig gemacht haben. Wir begnügten uns daher, die Außenquartiere abzugrafen. Dabei kam ich durch Zufall in das Büro des Gaswerks. Ich klopfte, und da ich glaubte, es habe jemand „Entrate“ gerufen, trat ich ein, prallte aber sofort zurück, weil in dem menschenleeren Zimmer ein großer Kassenschrank offenstand und ein Tisch daneben mit Silber, Gold und Banknoten vollgepackt war. Schätzungswiese werden an die zehn- bis fünfzehntausend Lire an der freien Luft gelegen haben. Und keine Menschenseele als Hüter dabei! Da soll einem nicht schwindlig und drehfenstrig werden! Aber im Nebenzimmer, dessen Tür nur angelehnt war, hielt sich jemand auf. Wenigstens hörte ich von dorthier Stimmen. Da zitterte ich nun mit meiner Weisheit, unsäsig etwas zu tun. Vor dem Zugreifen hatte ich Angst. Auf die Straße hinauszugehen, wagte ich auch nicht mehr. Ich glaubte, dadurch würde ich mich erst recht in die Nesseln setzen! Eine volle Stunde dauerte meine Warterqual im Angesicht dieses unver-

schämten Hausens Mammon. Da kam endlich der Kassier aus dem Zimmer nebenan. Der stieß einen Schrei aus, als er mich in meinen zerlotterten Lumpen sah, hatte sich aber sofort gefaßt, rannte mit einem Satz zur Tür und riegelte ab. Auf sein Gefährt hin kamen gleich drei, vier Angestellte ins Zimmer gerannt, alle höchst aufgeregt. Auch diese Herren schrien, als sie mich sahen. Dann trat die Schreiausstoßerkolonne näher und fuchtelte mir mit ihren Händen vor der Nase herum. Ueberhaupt vollführte sie ein derartig blödsinniges Geräuschdurcheinander, daß ich mein eigenes Wort nicht verstand, geschweige denn das ihre. Aber soviel wurde mir doch beigebracht, ich merkte, daß mich die Quasselfröhen für einen Dieb und Spitzbuben hielten. Hier unten ist ja das richtige Klima für die Genies des raschen Zugriffes. Das erste war, daß sie mir alle Taschen haustien, und als sie dabei nichts fanden, die Prozedur ein zweites und drittes Mal wiederholten. Als auch das erfolglos blieb, ließen sie mich mit umgewendeten Taschen in der Zimmermitte stehen und machten sich mit vielem Gefchnatter daran, das Geld auf dem Tisch und im offenen Kassenschrank zu zählen. Die halbe Stunde, die das dauerte, schwigte ich Blut. Nachdem sie fertig waren und die Summe stimmte, durfte ich gehen. Das heißt, ich mußte gehen, und zwar etwas sehr schnell und plötzlich; denn das Quartett der immer noch durcheinanderchnatternden Gas männer begnügte sich nicht damit, mich eigenständig zum Haus hinauszukomplimentieren, sondern warf mir noch all das nach, was ihm in der Wut gerade in die haarigen Hände kam: Lineale, Schreibhefte, Zintensaß, Aschensbecher, Stempelfrühen. Dieser Nachschuß gab mir Flügel der Behendigkeit. Als ich den beiden Destrierern den Fall vortrug, sagten sie einstimmig, ihrer festen Ueberzeugung nach sei ich das stattlichste Kindvieh Gottes, das je von der Sonne Germaniens ausgebreitet worden sei. Ich gehörte dreimal um einen Kirchturm gewidelt und dann vermittelst Nase und Hämorrhoiden zu einem Dauerknoten verknüpft. Wenn mir meine Dummheit weh tun würde, so müßte ich wahrscheinlich Tag und Nacht brüllen vor Schmerzen. Oder, wenn ich ebenso lang wäre, wie dumm, so könnte ich, falls ich Durst hätte, das Regenwasser bequem aus dem Dachkarnel saufen und dabei bräunte ich mich nicht einmal auf die Bejen zu stellen. Ich steckte diese Lobsprüche ohne Widerrede ein. Sie schienen mir redlich verdient.

Am Abend hielt mich das Schicksal wenigstens einigermaßen schadlos, indem es mir in einem Schusterladen ein paar Halbschuhe in die Hand drückte, die mir auf den Millimeter paßten. Wie angemessen, trotz aller Schrunden und Wunden. Nun konnte ich wenigstens wieder gehen und die Landstraße beschlagen, ohne Angst vor jedem spitzen Stein haben zu müssen. Doch beinahe wäre ich wegen dieser Selbsthilfe im Asyl verschütt gegangen. Nur ein gnädiger Zufall bewahrte mich da vor einem halben Jahr Loch oder noch Schlimmerem. Das wäre verflucht teures Leder gewesen!

Von der Gesundheit.

Allerhand Kurioza.

Der bekannte Schädellehrer Gall besuchte eines Tages ein Irrenhaus. Einer der Narren führte ihn umher und sprach fortwährend sehr verständlich. Gall befahl ihm daher den Kopf und sagte: „Hier finde ich keine Spur von Wahnsinn. Wie kamen Sie ins Tollhaus, da Sie nicht das Organ der Tollheit besitzen, ja nicht einmal närrisch sprechen?“ „Das will ich meinen“, versetzte der Narr, „daß Sie an dem Kopfe, der auf meinen Schultern sitzt, kein Organ der Tollheit finden können, Sie müssen aber wissen, es ist nicht der meinige, er wurde mir nur aufgesetzt, als ich während der Revolution geköpft wurde.“

Während sich der zu Anfang vorigen Jahrhunderts berühmte Humorist Saphir einmal in München aufhielt, wurde er lebensgefährlich krank. König Ludwig sandte ihm seinen Leibarzt. Saphir jedoch ließ den Doktor gar nicht vor, und wies alle seine Verordnungen zurück. Als Saphir wieder gesund geworden war, traf König Ludwig den Genesenen auf der Straße, eilte auf ihn zu und fragte in seiner hastigen,

aber dabei gemüthlichen Redeweise: „Saphir, Saphir, warum haben Sie meinen Leibarzt während Ihrer Krankheit nicht angenommen?“ Saphir erwiderte: „Der Arzt, Eurer Majestät, ist nur für Unsterbliche!“

In früheren Jahren gehörten die Militärärzte nicht dem Offizierskorps an, mußten im Gegensatz zu den Herrn Leutnants, Eichen statt der Sterne am Halstrocken tragen, und durften kein Portree am Säbel befestigen. Die Militärärzte beschwerten sich darüber beim Feldmarschall Radetzky, und dieser machte sie den Offizieren vollkommen gleich. Darüber zur Rede gestellt, entgegnete der General: „Ich kann aus dem schlechtesten Arzte den besten Offizier, aber aus dem besten Offizier nicht einmal den schlechtesten Arzt machen!“

Der berühmte Forscher Pasteur war einmal zum Essen geladen. Als Nachtisch gab es Kirichen. Pasteur ergriff jede einzelne Kiriche am Stiel, spülte sie in einem Glas Wasser ab, und erst dann aß er sie. Sein Gastgeber lächelte darüber. „Das ist durchaus nicht zum Lachen“, sagte Pasteur, „an jeder Kiriche sitzen Tausende von kleinen Lebewesen, die den Tod bringen können. Deshalb ist es ratsam, jede Kiriche vor dem Genuß abzuspülen.“ Bei diesen Worten ergriff er zerstreut das Glas voll schmutzigen Wassers und trank es auf einen Zug aus . . .

Ludwig XIV. hörte ungen von Krankheit und Tod reden, wenn es sich auf seine Person bezog. Dagegen machte es ihm ein teuflisches Vergnügen, andere auf ihr nahes Ende hinzuweisen. So traf er eines Tages einen Herrn seiner Umgebung, der, nicht mehr ganz jung, eine schwere Krankheit knapp überstanden hatte, und begrüßte ihn mit den teilnehmenden Worten: „Nun, mein Lieber, Sie sehen ja recht alt und schwach aus. Haben Sie schon Ihre Grabstätte bestimmt?“ „Gewiß“, gab der Höflich Schlagfertig zur Antwort, „zu Füßen eurer Majestät!“

und Raum und Armen des Weltalls. Wunschdorf erkrankt und versank in seiner Fülle und war wie das Feuer eines großen Diamanten in fahlen Grau seiner Frostung. Die sahle Fassung war das Land: Niemals. Das sah und erkannte das Mädchen von seiner Höhe ganz genau.

Da mußte der Mensch im großen Raum noch einmal schreien. Er schrie nicht aus Angst, nein, er schrie aus Weltbegeisterung! Und dieser Schrei war Wunsch und neuer Befehl: das Flugzeug senkte sich und fiel auf die Erde nieder. Hella ging weiter. Und nun dachte sie und wußte nicht warum, an schöne Musik. Blötzlich wehte ein Wind. Aus herrenvollen Bezirken kam er her, vom Pande der Ewigkeit, und in diesem verzauberten Sauche rührten sich alle Blumen und Gräser. Von den Feldern und aus den Gärten stieg nun Musik empor, Weigenmusik, Darfenmusik, Orgelmusik, in voller Einzelstimmen und brausenden Chören.

Lange lauschte die kleine Hella, und neue Wünsche überfielen ihr Herz. Jeder Wunsch aber, der aus ihrem Herzen kam, wurde erfüllt! Da trieb sie das liebliche Spiel so lange, bis ihr vor der drängenden Fülle grauste! Was war das für ein Traum! Was war das für eine Welt! Mitten im staunenden Glück aber entsetzte sie sich.

„Ihr Blumen und Gräser“, begann sie zu rufen, „Ihr Bäume und Springbrunnen, und vor allem du unsichtbarer Geist, der hier geht und weht, o sag, warum werden heute alle meine Wünsche erfüllt? Als ich früher hungerte, wer hat mich gespeist, als ich früher weinte, wer hat meine Tränen getrocknet? Warum müssen im Lande Niemals alle Wünsche sterben? Antwort, Antwort will ich haben, gebt mir endlich Antwort!“

Es kam keine Antwort. Die Wasser der vielen Brunnen standen unbeweglich in der Luft, an den Bäumen rührte sich kein Blatt, die Wiesen wogten nicht mehr auf und ab, der Duft der Blumen erfüllte nicht mehr den ganzen Park, er blieb wie eine Honigwolke nur über den Blumen stehen. Jene große Stille war da, in der man das eigene Herz schlagen hört. Und als die Fragende das eigene Herz schlagen hörte, da kam auch die Antwort.

„Mädchen aus dem Lande Niemals“, schrie eine Stimme, „erzähle deinen Brüdern und Schwestern von diesem Paradies. Alles, was du hier siehst, kam aus der Bitternis der Armut, aus dem Jammer eures Daseins! Weil euer Leben so häßlich ist, sind hier alle Dinge so schön! Weil ihr viel weinen müßt, darum springt hier das Gelächter! Aus der Sehnsucht eures Blutes stieg die Musik, die du hörtest. Und hier in Wunschdorf sammeln sich alle Wünsche aus eurem Land. Hier wurden die Wünsche lebendig, wie sie auch bei euch im Lande Niemals lebendig werden können, wenn ihr nur darum kämpft!“

Dann flogst du selbst empor und sahst ein Bild der Welt. Und doch flogst du nur zu jener Höhe, die einmal die Höhe sein wird für alle Menschen aus dem Lande Niemals. Ja, einmal wird euer Land „Immer“ heißen und „Licht“ und „Wohlgefallen“ und „Ewigkeit“. Sage es deinen Brüdern und Schwestern!“

Die Stimme verrollte und entschwand wie ein goldener Ball über den fernen Wiesen. Hella erwachte aus ihrer Verzückung. Sie mußte nun zu ihren Brüdern und Schwestern zurück. Als sie die Füße hob, da waren sie schwer wie Blei. Sie konnte sie nicht mehr bewegen. Da befahl ihr Herz aber: „Ihr müßt!“, und da gehorchten die Füße. Wie ein Vogel die Flügel entfaltete, so entfaltete das

Bericht aus dem Lande Niemals.

Von Max Barthel.

Wunschdorf liegt viele Meilen hinter dem Lande Niemals. Im Lande Niemals wohnen die kleinen Bauern, die jungen Dichter, die alten Schauspieler, die armen Kinder, die alten Jungfern, die Straßenthrer, die Arbeiter und Angestellten. Nur ganz selten scheint dort die Sonne. Die Blumen und Felder verhaseln oft und in den Früchten sitzen die Würmer.

Die Kontoristin Hella wußte das alles sehr gut, sie wohnte ja selbst in dem mit Unheil geschlagenen Lande. Aber heute hatte sie sich aufgemacht, wenn auch nur im Traum, und war auf dem Wege nach Wunschdorf. Der Regen goß. Trübe und unfreundlich war die Welt. Aber dann erhellte sich der Himmel. Die Luft war von einer ungeheuren Milde und Süße wie niemals zuvor.

Das Mädchen atmete tief und wußte nicht aus und ein. Sie stand plötzlich vor einer hohen Mauer, die durch ein goldenes Tor durchbrochen war. Hella streckte die Hand aus, und als sie das Tor nur leicht berührte, da sprang es schon blitzschnell auf. Sie wagte einen neuen Schritt und ging weiter. Und nun schrie sie auf.

Jeder Mensch, auch der stummste, hätte geschrien, denn hinter dem Tor zeigte sich ein Wunder. Dafen taten sich auf, blühende Gärten vergingen im Blütenflühen silberner Narzissen und über hellen Gewässern, in deren Tiefe viele Fische spielten, plätscherten heitere Wasserkünste. Dann sah das Mädchen weit-

verzweigte Hallen, schon wie das Äußerst goldgrüner Buchenwälder. Viele Vögel flogen durch die Landschaft und schienen in ihren Schnäbeln die Fäden einer großen Harmonie zu tragen, in der sich der ganze Park bewegte. Bei dem Anblick der Gärten, Hallen und Gewässer stieg im Herzen der kleinen Kontoristin ein Märchenwunsch auf.

„Ach“, dachte sie, „wie schön ist doch die Welt. Und hier zwischen den Blumen und Vögeln müßte auch der Mensch sein schönsten Kleid tragen. Ein Kleid möchte ich haben, himmelbau mit silbernem Pelzbesatz.“

Sie hatte kaum diesen Wunsch zu Ende gedacht, da fiel das himmelblaue Kleid wie eine Wolke auf sie herab. Da erschrak das Mädchen, dann lachte sie und lief nach den Wasser spiegeln, um sich darin zu bewundern. Sie war noch eitler als der Pfau, der auf dem Brunnensrande saß und schreiend nach den Narzissenfeldern flog.

„Wer so fliegen könnte“, dachte Hella.

Nun begann ein fernes Säusen. Zuerst klang es wie klirrendes Glas und Herzschlag des Windes, und als das Mädchen aufblickte, sah sie eine Flugmaschine, die sich langsam hernieder senkte. Ihr zweiter Wunsch war erfüllt! Was war das für ein Land! Und da bestieg sie herz kloppend das Flugzeug, der Propeller kreiselte, der Motor summt und dann begann der Start und der Aufstieg nach der Höhe. Und dort oben nun war kein Vogel- lied mehr, kein Staud und Geschrei, nur Licht

Mädchen ihre Arme und flog plötzlich aus Wunschdorf nach dem Lande Niemals.

Alles war wie früher.

Der Regen floß. Die Felder verhaagelten. Die Menschen waren arm und traurig. Sie träumten zu viel. Sie handelten zu wenig. Manche dachten an den süßen Wein, der aus bitteren Tränen gemacht wird. Andere dachten an die leuchtenden Blumen, die aus der Nähe der Arbeit kommen. Einige Menschen schähten aus ihrer Tiefe die Höhe ab, in die sie einmal aufsteigen.

Im Lande Niemals aber lebten auch schon Menschen, die wußten, daß ihr Land einmal „Immer“ und „Licht“ und „Wohlfühlen“ und „Ewigkeit“ heißen würde.

Ameisen.

Von Jan Orba.

Ich habe es schon in der zweiten Volkschulklasse gehört, habe darüber in einem sehr weissen Lesebuch gelesen — habe es aber nie geglaubt. Ich hielt es für ein Märchen, für eine Phantasie, die für Kinder erfunden worden war, die sich jemand nur ausgedacht hat — und indessen — ist es wahr! Ameisen führen Krieg.

Ich sitze im Wald auf einer Schanze, vor mir tobt die Schlacht. Das Schlachtfeld ist eine Weide. Die Kämpfenden sind Ameisen — große schwarze und etwas kleinere schwarze Tierchen. Es sind zwei Volkstämme dieses außerordentlich fleißigen und gemeinsam weltvernichtenden Stammes. Die größeren haben ihr Reich in einem riesigen Haufen abgefallener Nadeln am Fuße einer alten Buche. Die kleineren haufen in einem ebenso großen Hügel, der aus ähnlichem Material am Rande des Jungwades errichtet worden war.

Schon einige Tage ahnte man, daß es zu einem so entseßlichen Drama kommen mußte. Die Ameisen verließen nicht einzeln wie früher die Ameisenhaufen, sondern sie erschienen in Scharen, die von Tag zu Tag größer wurden. Sie liefen auch nicht ruhig wie vordem aneinander vorbei, sondern die Scharen bekämpften einander, verlagten einander. Heute aber hatten die Feindseligkeiten ihren Gipfelpunkt erreicht. Die beiden Schwärme waren aneinander gestoßen. Sie rausten trotzig und bissen einander; bald wichen die einen zurück, bald die andern. Es war wie eine wirkliche Schlacht. Eine Menge sich windender Körper bedeckte schon den Boden, die Besiegten schlüpfen zurück, waren verkrüppelt, aber die Kriegslust ließ nicht nach. Weiß der Teufel, was sie einander getan hatten, daß sie gar so wütend waren.

Drei Stunden verbrachte ich neugierig auf der Schanze — bis ich des Schauspiel müde wurde und ging. Am nächsten Tag aber hatte ich keine Ruhe. Ich ging wieder zu der Stelle. Der Wald stand unverändert da, so wie gestern, dieselbe Weide — nur die Ameisen waren kühler geworden, trugen und schleppten ihre Gefallenen weg. Auch die Ameisenhaufen hatten weder ihren Platz noch ihre Größe oder ihr Aussehen verändert — nur Ameisen waren auf beiden Seiten weniger geworden.

Sonderbare Insekten — diese Ameisen.

Wißt ihr schon? . . .

Australien hat mehr als die zehnfache Zahl Schafe als Einwohner, und zwar sind etwa hundert Millionen Schafe vorhanden.

In den Polargegenden sind Donner und Blitz völlig unbekannt. Erscheinungen.

Der schwedische Physiker Arrhenius schätzt die Durchschnittstemperatur auf dem Mars auf minus 40 Grad, also auf weit unter dem Gefrierpunkt des Wassers liegend. Nach seiner Ansicht sind die rotgelben Teile der Oberfläche des Mars öde, unfruchtbare Wüstenstrecken, und die früher als „Seen“ und „Meere“ bezeichneten Stellen Salzhümpfe, deren Salzmassen in früheren Perioden durch das Wasser aus den Erdschichten des Planeten ausgewaschen wurden. Durch die Einwirkung der Kälte im Winter kristallisiert sich das Salz in großen Mengen, im Sommer aber saugt es Feuchtigkeit auf, wodurch sich allmählich wieder dunkle Lachen von Salzbrei bilden. Arrhenius vertritt den Standpunkt, daß der Mars viel zu kalt sei, als daß es ein höheres organisches Leben dort geben könnte; es ist aber möglich, das es niedrigere Formen des Pflanzen- und Tierlebens gibt, die unter den rauen Bedingungen gedeihen können. Nach Arrhenius' Annahme hat das Leben auf dem Mars von Jahrmillionen seine Blütezeit gehabt.

Die sogenannten Betelnüsse, die von den Eingeborenen Indiens und Süd-Chinas gekaut werden und durch deren Saft sich die Lippen ziegelrot färben, stammen von der in Ostindien heimischen Katchupalme und bilden einen wichtigen Handelsartikel.

Im ganzen Mittelalter nahm man an, daß die Entfernung der Sonne von der Erde neunzehnmal größer sei als die des Mondes. Diese Lehre ging auf Aristarchus von Samos zurück, der als Astronom im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte. Er war übrigens der erste, der die Bewegung der Sonne um die Erde lehrte.

Die noch heute in England gebräuchliche Bezeichnung Pfund Sterling hat einen Ursprung, den man nicht so leicht erraten kann. Die Münze hieß anfänglich Caeterling = Caesterling, weil sie von Münzmeistern aus dem Osten in London geprägt wurde. Das Wort hat sich dann später verwischt.

In je 260 Jahren verdoppelt sich die Bevölkerung der Erde.

Um den Bedarf an Eisenbahnschwellen für die Schienen zu decken, müssen jährlich gegen 250.000 Hektar Wald gefällt werden.

Ein erwachsener Mensch atmet in jeder Minute neun Liter Luft ein.

Die Loðskarawane. Eine Pilgerkarawane hat gewöhnlich etwas Erhabenes an sich, aber es gibt eine, deren man nur mit Schauern gedenken kann. Sie zieht alljährlich in größeren Zwischenräumen auf unwegsamen Pfaden durch die wilden Pässe des iranischen Stufengebirges — in denen die räuberischen Bachtliaren stets auf die frommen Ankömmlinge lauern — nach Kerbela, dem Wallfahrtsort der lebenden und toten mohammedanischen Schichten. Unter einförmigem, ungeheuer melancholisch wirkendem Gesang nimmt die Karawane ihren Weg durch die Gräberebene Sussians, dem östlichen Teil Mesopotamiens. Schakale und Hyänen folgen den unheimlichen Wanderern überall hin; denn die Karawane führt auf den Rücken der Kamelreiter zahlreiche in Filzdecken verschürzte Leichen mit sich, die einen fürchterlichen Geruch ausströmen. Die Kamel- und Maultierfahrer haben ihre Nasen verbunden, behaupten aber trotzdem, es liege Rosenduft in der Luft, denn die Leichen sind ja die Ueberreste besonders frommer Schichten, die in der geweihten Erde Kerbelas, die auch die Gebeine des schittischen Märtyrers und Prophetenlehns Hossien birgt, bestattet werden wollten. Es kommt aber nur sehr selten vor; denn meistens wird die schaurige Karawane unterwegs von sunnitischen

Mohammedanern niedergemetelt, oder die Pest vernichtet sie vorher. Erreicht sie aber doch einmal ihr Ziel, dann ist die Begeisterung in Kerbela ungeheuer. Die Menge fanatisiert sich, tanzt, rast, tobt, verwundet, zerfleischt und tötet sich, um auf diese Weise „heilig“ zu werden.

Beiteres.

Ausländischer Humor.

„Mein Mann ist neuerdings entseßlich zerstreut“, klagt die Gattin. „Mit jedem Tag wird's schlimmer. Gestern kommt er von der Jagd heim und schleppt mir sechs Sturpfen ins Haus, und die Woche vorher brachte er mir vom Angeln drei Hasen an!“ („Paffing Show.“)

„Aber um Gottes willen“, ruft die Mama entseßt, was hast du denn mit deinem neuen Anzug gemacht? Der hat ja ein Loch neben dem andern!“ — „Wir haben bloß Kaufmannsladen gespielt.“ — „Was hat denn das damit zu tun?“ „Na, jeder von uns mußte was anderes sein, und ich war der Schweizerkäse!“ („Answers.“)

„Ach“, seufzt der gequälte Vater, „ich wünschte, meine Tochter spielte Geige, statt Klavier.“ „Warum?“ „Die Geige könnte ich doch wenigstens aus dem Fenster werfen!“ („Pearson's Weekly.“)

Frau A.: „Sie strahlen ja ordentlich vor Freude, meine Liebe. Haben Sie gute Nachrichten von zu Hause erhalten?“ — Frau B.: „Ausgezeichnet! Mein Mann hat soeben einen Nervenzusammenbruch erlitten, und wir müssen deshalb ein Jahr in Florida leben.“

„Meine Frau sagt, wenn ich nicht aufhöre, ewig Stat zu spielen, verläßt sie mich.“ „Oh — sehr schlimm.“ „Ja, ich werde sie doch sehr vermissen.“ („London Opinion.“)

„Also, mein Mann ist ohne mich vollkommen hilflos.“ „Genau wie meiner! Ob er nun einen Knopf annäht oder Strümpfe stopft, jedesmal muß ich ihm erst einnähen helfen.“ („Pearson's Weekly.“)

„Rutti, die Leute annoncieren hier, sie möchten Pensionäre ohne Kinder haben. Warum denn eigentlich?“ „Ich weiß nicht, und ich habe auch jetzt keine Zeit, es dir auseinanderzusetzen. Geh lieber mal und sieh nach, warum Baby schreit, und sag Kurt, er soll endlich aufhören, nach den Leuten auf der Straße mit Erbsen zu schießen, und Richard und Heinz sollen sich nicht immerfort zanken, und sag Fritz, wenn er das Blasen nicht läßt, nehme ich ihm die Trompete weg!“ („Lits-Bits.“)

„Mama, ist es schwer, ein Geheimnis für sich zu behalten?“ „Ich weiß es nicht, mein Kind — ich hab es noch nie versucht.“ („Pages Gales.“)

„Kun hab' ich seit drei Wochen den Knoten im Taschentuch“, seufzte Johannsen. „Wenn ich nur ahnen könnte, woran ich mich erinnern sollte!“

Peterfen warf einen Blick auf das Taschentuch und sagte dann: „Vielleicht daran, daß das Taschentuch in die Wäsche muß?“ („Politiken.“)